

Zeit Zeugen Brief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit

Juni / Juli - 2008



Quelle: Foto der sog. "Tapetenmark" - einer Original-Reichsmark mit Coupon - aus dem Besitz des Zeitzeugen Hubert Draegert

Wie 1948 das neue Geld kam

Von Günter Böhm, Zeitzeuge

Geh mir mal was zu rauchen holen, bat mich mein Vater. Mit ein paar Geldscheinen in der Tasche zog ich los. Eine Zigarette kostete 1947 auf dem schwarzen Markt zehn Reichsmark.

Ein Jahr später, im Juni 1948, gingen große Stapel dieser beinahe wertlosen Banknoten durch meine Hände. Stunde um Stunde. Wir saßen an langen Tischreihen auf den Fluren einer verschlossenen Schule im Ostteil Berlins und klebten unter strenger Aufsicht briefmarkengroße Kupons auf die alten Reichsmarkscheine. So halfen wir mit bei der Vorbereitung der Währungsreform im sowjetischen Teil Deutschlands.

Die Ost-Berliner drängten sich am 23. Juni 1948, um das „neue“ Geld in Empfang zu nehmen. Bis zu 70 „Tapetenmark“ wurden pro Kopf umgetauscht. Drei Tage früher waren in den Westzonen neue Markscheine unter Volk gebracht worden.

Den Bewohnern West-Berlins wurde ihr altes Geld ebenfalls 1:1 umgetauscht. Zunächst bekamen sie 40 Deutsche Mark, später noch 20 DM dazu. Piekfeine neue Scheine made in USA. Im Format von US-Dollars. Für West-Berlin sind diese DM-Noten mit einem großen „B“-Stempel versehen worden. Das war dem

politischen Sonderstatus der Westsektoren geschuldet. Ende Juli 1948 folgte im sowjetischen Teil Deutschlands die zweite Tauschaktion. Es gab nun auch ganz neue Scheine der (Ost-)Deutschen Notenbank. Überall in Deutschland herrschte vor, während und nach diesen Währungsreformen große Spannung. Es eskalierte wegen des heftiger werdenden Machtkampfes der Siegermächte. Die Währungsreformen wurden im Kalten Krieg instrumentalisiert. Dass West-Berlin durch die Einbeziehung in das westliche Währungsgebiet finanzpolitisch zu einem Teil der amerikanischen, britischen und französischen Zonen gemacht worden war, empfanden die Sowjets als Provokation.

Inhalt

Wie 1948 das neue Geld kam	1
Die Kindervilla „Erika von Brockdorff“	2
„Wie starb Benno Ohnesorg?“	3
Internationale Tagung zum 50-jährigen Bestehen der Aktion Sühnezeichen	4
Zeitzeuge Peter Papist stellt sich vor	5
Besuch in Kreuzberger Grundschule + Langer Tafel	5
Marion Samuel 1931 - 1943	5
Sommerausflug / Jahrestag	7
Suchmeldungen / Gratulationen	7
Veranstaltungen / Impressum	8



Der Kampf ums neue Geld als Teil des Ost-West-Konflikts: Die Westmark (mit dem B-Stempel) sollte aus West-Berlin wieder verschwinden, forderten die Sowjets. Die Parole „Weg mit der B-Mark“ war an eine Mauer im Sowjetbezirk Berlin-Weißensee geschrieben worden.

Zunächst begann eine Propagandakampagne mit dem Slogan „Weg mit der B-Mark“. Weil das die Westmächte nicht beeindruckte, verhängten die Sowjets am 24. Juni 1948 die Blockade über den Westteil Berlins. Sie dauerte bis zum 12. Mai 1949. Tatsächlich verschwanden die wegen des B-Stempels „Bärenmark“ genannten Geldscheine allmählich wieder. Die West-Berliner zahlten in immer stärkerem Umfang mit „richtigen“ D-Mark, ohne B. Und am 1. Juli 1990 wurde das Westgeld gesetzliches Zahlungsmittel in der noch bestehenden DDR.

Die Kindervilla „Erika von Brockdorff“ in Zinnowitz Von Saskia von Brockdorff. Zeitzeugin

Auf einer Veranstaltung der ZZB kam Herr Richter auf mich zu und teilte mir mit, dass es in Zinnowitz ein Haus der Christlichen Jugenddörfer (CJD) mit dem Namen meiner Mutter, Erika von Brockdorff, gebe. Mir war das neu, und ich bat ihn, mehr darüber herauszufinden. Herr Richter machte sein Versprechen wahr, und bald bekam ich Post vom Leiter des CJD, der mir die Verbindung nach Zinnowitz herstellte. Beigelegt dem Brief war einiges Informationsmaterial über die Arbeit der Organisation sowie ein beeindruckendes Bild der Kindervilla, deren Restaurierung erst im vergangenen Herbst abgeschlossen wurde. Mit dem CJD begann ein reger Briefwechsel, und ich wurde zum 11. April zum Fest für die Sponsoren der Restaurierung als Gast eingeladen.

Das war nun im doppelten Sinn eine Reise in die Vergangenheit: Zum einen, um ein Haus kennen zu lernen, das den Namen meiner Mutter trägt, und zum anderen auf den Spuren meiner eigenen Kindheit. In den Jahren 1947-49 war ich in den großen Ferien immer in Zinnowitz gewesen. Ein Studienkollege meines Vaters, der Bildhauer Hans Kies, war als Antifaschist zum Bürgermeister gewählt worden. Seine Frau leitete ein Kinderheim und hatte so für die eigenen Kinder kaum Zeit, dafür war ich – kaum 5 Jahre älter als

sie – nun zuständig. Seitdem war ich nicht wieder nach Zinnowitz zurückgekehrt; was würde mich dort erwarten?

Nach einer Ruhepause im Hotel holte man mich zum Sponsorenfest ab. Das Haus, Internat des CJD, brummte wie ein Bienenstock, denn alle waren natürlich vor dem Fest sehr aufgeregt. Besonders die Kinder der Kita, die ein kleines Programm eingeübt hatten. Danach gab es schöne Musik und eine interessante Präsentation der verschiedenen Einrichtungen und Vorhaben des CJD auf Useedom durch den Leiter des CJD. Ich wurde herzlich begrüßt, und Herr Preußner drückte seine Freude darüber aus, dass man endlich mit mir in Verbindung gekommen sei. Als Geschenk bekam ich ein gerahmtes Bild des Hauses, das den Namen meiner Mutter trägt, sowie ein Buch über Zinnowitz.

Am nächsten Tag holte mich dann die Erzieherin in der Kindervilla, Frau Wittichow, ab, und es kam der große Moment, dass ich das Haus selbst kennen lernen würde. Nach der Besichtigung der Kindervilla luden zwei Bewohnerinnen, Christin und Sandra, an den gedeckten Kaffeetisch. Hinzu kam Frau Spohler von der Historischen Gesellschaft Zinnowitz, die mir einiges über die Geschichte der Kindervilla sagen konnte. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, in dem ich über meine Mutter berichten und ihren letzten Brief aus dem Gefängnis an mich vorlesen konnte.



Foto: CJD Insel Usedom-Zinnowitz

Das Haus war 1952 nach meiner Mutter benannt worden und war ursprünglich eine Kinderkrippe. Ironie der Geschichte: Nach dem Ersten Weltkrieg kaufte der Landrat a.D. Nathusius die Villa, der bereits 1920 in Zinnowitz mit anderen Rechtsextremen den „Zweckverband zur Freihaltung des Ostseebades für deutschblütige Kurgäste“ gegründet hatte. Zinnowitz sollte also bereits 1920 „judenfrei“ werden! Und nun trägt dieses Haus den Namen einer von den Nazis 1943 ermordeten Widerstandskämpferin!

Ich konnte mich über die wirklich wichtige und notwendige soziale Arbeit des CDJ Usedom umfassend informieren und führte interessante Gespräche mit verschiedenen Erzieherinnen, die mir die Realität der Ferieninsel begreiflich machten. Eine Realität, die ich nur aus der Presse kenne.

So war für mich die Reise nach Zinnowitz eine wichtige Erfahrung, und ich hoffe, dass ich den Jugendlichen und Erziehern die Namensgeberin etwas näher bringen konnte. Am Zustandekommen meiner Reise war Herr Hans Richter „schuld“, wofür ich ihm herzlich danken möchte.

Mit seinem Tod fing alles an! „Wie starb Benno Ohnesorg“ Der 2. Juni 1967“

Eine ZZB-Veranstaltung in der Teichstraße
Von Norbert Ahrens, Zeitzeuge

Wenn Historiker, Journalisten und Zeitzeugen sich treffen, um über ein zeitgeschichtliches Ereignis zu diskutieren, das wie kaum ein anderes eine ganze Epoche geprägt hat, dann sind hitzige Diskussionen eigentlich vorprogrammiert.

Von dieser Erwartungshaltung ausgehend, verlief der Nachmittag mit dem Journalisten und Buchautor Uwe Soukup zum Thema „Wie starb Benno Ohnesorg? Der 2. Juni 1967“ – so auch der Titel seines im vergan-

genen Jahr erschienenen Buches – ausgesprochen ruhig und sachlich. Das lag sicher zu einem guten Teil an der völlig unpolemischen Art und Weise, wie Soukup an sein Thema herangegangen ist. Sein Buch und sein Vortrag sind das Ergebnis einer langwierigen und gründlichen Recherche, die mit geradezu kriminalistischer Akribie die bisher verborgenen oder allenfalls nur isoliert betrachteten Details zu einem Gesamtbild zusammensetzt. Er vermeidet dabei offenbar ganz bewusst die Frage: „Warum starb Benno Ohnesorg?“ Obwohl so direkt nicht gestellt, wurde sie dann zur eigentlichen Leitfrage der Diskussion.

Und sie wurde durch manchen Beitrag auch beantwortet – etwa wenn die ganz besondere Situation West-Berlins wenige Jahre nach dem Mauerbau in Erinnerung gerufen wurde. Ein Protest gegen die Schutzmacht USA, wie er sich in den ersten Vietnam-Demonstrationen manifestierte, oder gegen einen ihrer engsten Verbündeten, wie ihn der Schah von Persien repräsentierte, war da einfach nicht vorgesehen, für viele Bürger West-Berlins nicht einmal vorstellbar! Ihre Empörung über die Unverschämtheit der Studenten, einen Staatsbesucher mit der Unhöflichkeit von – wenngleich friedlichen – Protesten zu empfangen, war tatsächlich stärker als ihre Empörung über die Gräueltaten des Schah-Regimes, die der in Berlin studierende Iraner Bahman Nirumand kurz vor dem Schah-Besuch in einem Buch geschildert hatte. Aus heutiger Sicht ist das kaum nachvollziehbar, aber 1967 herrschte im Westen Deutschlands noch die muffige Mentalität der gerade zu Ende gegangenen Adenauer-Ära vor, während der Osten sich hinter der Mauer verschanzt hatte und unter der Führung von Walter Ulbricht auch nicht gerade ein Hort der Geistesfreiheit und der Menschenrechte war. So wurde der Tod Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 zum Fanal und zum Ausgangspunkt der 68er-Bewegung im westlichen Deutschland. Ihr damals radikalster Flügel sollte das Datum des Todesschusses auf den Berliner Studenten in seinem Namen führen: „Bewegung 2. Juni“. Aus ihr wiederum löste sich eine weitere Gruppierung, die „Rote Armee Fraktion“ (RAF). Der zeitliche Abstand von mehr als vierzig Jahren tat sicher ein Übriges, um die Diskussion nicht zur reinen Polemik werden zu lassen. In einer für die gesamte Debatte seither sehr wichtigen Frage herrschte gerade zu Einmütigkeit, dass nämlich die Gewaltbereitschaft an jenem 2.

Juni war eindeutig und einseitig von der Polizei und nicht von den Demonstranten ausging. Es waren am Mittag vor dem Rathaus Schöneberg die so genannten „Jubelperser“, wie man heute weiß Mitglieder der iranischen Geheimpolizei SAVAK oder zumindest von ihr bezahlte Schläger, die mit Holzlatten auf die Demonstranten einschlugen, ohne dass die Polizei sofort eingriff, und am Abend vor der Oper war es die Polizei selbst, die mit gezogenen Knüppeln auf die zum Teil sitzenden Demonstranten eindrosch (oder, wie es der damalige Polizeipräsident Duensing formulierte, „in die Leberwurst stach“).

Insgesamt ein spannender, aufschlussreicher Nachmittag, der alle Teilnehmer nachdenklich zurückließ.

Internationale Tagung zum 50-jährigen Bestehen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Von Lisa Kohl, Historikerin

„Wir Deutschen haben den Zweiten Weltkrieg begonnen und schon damit mehr als andere unmessbares Leiden der Menschheit verschuldet. Deutsche haben in frevlerischem Aufstand gegen Gott Millionen von Juden umgebracht. Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern. (...) Des zum Zeichen bitten wir die Völker, die Gewalt von uns erlitten haben, dass sie uns erlauben, mit unseren Händen und mit unseren Mitteln in ihrem Land etwas Gutes zu tun, ein Dorf, eine Siedlung, eine Kirche, ein Krankenhaus oder was sie sonst Gemeinnütziges wollen, als Sühnezeichen zu errichten.“

So hieß es im Gründungsauftrag der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF), die am 30. April 1958 von Präses Lothar Kreyssig auf der Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Spandau verlesen wurde. In den letzten Jahrzehnten arbeitete die ASF erfolgreich in elf Ländern Europas, in Israel und den USA. Die Freiwilligen betreuten Holocaust-Überlebende, arbeiteten in Gedenkstätten und gestalteten Begegnungen von Menschen aus unterschiedlichen Ländern, die sich gemeinsam für wohltätige Zwecke einsetzten. Mit einem mehrtägigen Programm beging man nun vom 30. April bis 4. Mai das Jubiläum der ASF, als Rückblick auf diese Erfolgsgeschichte, aber auch zum Aufzeigen zukünftiger Perspektiven. Ein Programmpunkt bestand in der internationalen Tagung „Erinnerung als Grund und Hindernis für Eu-

ropa“. Unterschiedliches Erinnern und unterschiedliche Geschichtsbilder in den verschiedenen Ländern Europas machen eigene Reflexion und gegenseitigen Austausch unabdingbar, so man es ernst meine mit einer europäischen Gemeinsamkeit. Und dieser Austausch war erklärtes Ziel dieser Konferenz, die viele internationale Teilnehmer für sich gewinnen konnte.

So hielt der Ungar György Konrád, Schriftsteller und Soziologe und von 1997 bis 2003 Präsident der Akademie der Künste in Berlin, einen Vortrag mit dem Titel „Aufruhr,“ in dem er zunächst von seiner eigenen Jugend als Jude in Ungarn berichtete, um sich schließlich allgemein dem Thema „Erinnern“ zuzuwenden. Er selber hätte nach seinen Erfahrungen gerne vergessen, so Konrad, doch habe er einsehen müssen, wer sich nicht erinnere, der existiere nicht. Persönlichkeit entstehe erst aus reflektierter Erinnerung. Dabei dürfe man das Jetzt jedoch nicht aus den Augen verlieren, Erinnerung und Vergessen müssten in ein Gleichgewicht gebracht werden. Dennoch sei vor allem die Erinnerung eines Menschen wichtig, denn ohne sie sehe man nicht, was einen an das Leben binde.

Im weiteren Verlauf der Tagung berichteten viele Teilnehmer von ihren Eindrücken aus unterschiedlichen Ländern, so beispielsweise Nicholas Lane vom American Jewish Committee, der auf die fehlende oder mangelhafte Aufarbeitung von Geschichte in den baltischen Staaten hinwies, oder Geneviève Er-ramuzpé, die über Gewalt in der französischen Geschichte sprach, die in der Öffentlichkeit noch nicht bekannt genug sei.

Offen blieb jedoch die Frage, inwieweit eine „europäische Gemeinsamkeit“ denn abhängig von einem gemeinsamen europäischen Geschichtsbewusstsein sei. Karen Polak vom Anne-Frank-Haus Amsterdam machte deutlich, dass sie als Ziel beispielsweise nicht ein einziges Geschichtsbuch sehe, welches dann Anwendung in allen Schulen Europas finden müsse. Wünschenswert fände sie jedoch die Einigung auf die Behandlung und Aufklärung über bestimmte Themen, und dies einem Grundkonsens nach in allen Ländern Europas. Nationale Besonderheiten dürften da durch jedoch nicht übermalt werden.

Ein Ergebnis dieser Tagung lautet jedoch sicherlich, dass man von einer gemeinsamen Konsensbildung noch weit entfernt ist. Zu sehr unterscheiden sich die Geschichtsbilder bisher noch, vor allem zwischen Westeuropa und den vormals von der Sowjetunion beherr-

schten Ländern. Wie bei anderen Projekten der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste war es deshalb ein großes Verdienst dieser Tagung, erneut den Anstoß für einen Dialog zwischen den Kulturen gegeben und einen Raum für friedlichen Austausch geschaffen zu haben. Und damit wurde auch deutlich, dass die Ziele der ASF auch 50 Jahre nach der Gründung noch lange nicht überholt oder überflüssig geworden sind.

Zeitzeuge Peter Papist (Jahrgang 1936) stellt sich vor

Von Age-Maria Hoffmann, Zeitzeugin

Wie ist einem jungen Mann zu Mute, der erfährt, dass es außer dem Staat, in dem er sich bisher gut aufgehoben wähnte, denn er genoss genau die Privilegien, die ihm als Arbeiterkind zustanden, noch andere Staats- und Regierungsformen gibt? Wenn er neugierig ist, wird er sich informieren wollen, was selbstverständlich erfolgte. Wichtigste Frage zunächst: Was unterscheidet eine Diktatur von einer Demokratie? In einer Diktatur wird für mich gedacht, aber eben auch gehandelt. Ich werde versorgt, wenn ich keine Fragen stelle. In einer Demokratie sollte ich mich selbst kennen und danach handeln. Gesetze muss ich auch hier kennen und akzeptieren, aber ich darf sie hinterfragen.

Vor allen Dingen muss einen jungen Mann, der Journalismus studierte und dem die Wahrheit also nicht lange verborgen bleiben konnte, verwundert haben, dass die Menschen in seinem Staat so fraglos von der Diktatur Hitlers in die Stalins übergehen konnten. Just hier setzte die Aufklärung ein.

Der Beruf brachte die Wahrheit über Stalin, hauptsächlich nach dessen Tod und nachdem Peter Papist schon solide Auslandskontakte hatte. Er war Redakteur bei der FDJ-Zeitung „Junge Welt“, und es war klar, dass an solcher Stelle und mit seinen Verbindungen niemand sein durfte, der über das, was er erfuhr, nicht den Mund hielt.

Es wurde ihm der Prozess gemacht, und das Urteil lautete in seinem so genannten Spionagefall: lebenslange Haft, und der „Aufbewahrungsort“ war Bautzen. Dieses Wort, von dem man im Westen sehr bald wusste, was man sich darunter vorzustellen hatte, gliederte sich in Bautzen I und II und bedeutete: schwerer Kerker, also Einzelhaft und Schikane. In den ersten drei Wochen Tag und Nacht Verhöre, mit dem Ziel Zermürbung. Man verfolgte auch das Ziel Familientrennung, was

im Fall von Peter Papist, der Frau und zwei Töchter hat und nach dem Motto lebt: Ich bin gottlos – ich habe meine Familie –, nur ad absurdum geführt werden konnte.

Dank guter Kontakte zum Westen und auch dem Umstand gedankt, dass die DDR mit ihren Menschen schwunghaften Handel betrieb, weil die Freikaufsummen astronomisch waren, kam Peter Papist frei und hatte dann genügend Gelegenheit, in seinem Beruf als freier Bürger zu arbeiten.

Besuch in Kreuzberger Grundschule + Lange Tafel

Von Klaus Peter Fleck, Zeitzeuge

Auf Einladung der Langen Tafel besuchte ich zusammen mit Frau Timme am 6. Mai eine 6. Klasse der Charlotte-Salomon-Grundschule in Kreuzberg, um dort geschichtsinteressierten Schülern Fragen aus dem eigenen Leben, insbesondere zur Nachkriegszeit in Berlin, zu beantworten. Beim Projekt der Langen Tafel handelt es sich um eine dokumentarische Stadtinszenierung in drei Akten, deren szenisches Spiel vom Dialog der Generationen getragen wird. Die im Jahr 2006 gegründete Lange Tafel verfolgt das Ziel, mit der älteren Generation in einen lebendigen Dialog einzutreten und deren geballtes Wissen festzuhalten.

Nach der Dramaturgie der Langen Tafel wurden im ersten Akt die Antworten der Interviewten auf die Fragen der Schüler als Tondokumente festgehalten, um sodann als Geschichten weiterverarbeitet zu werden. Ich war beeindruckt von dem Engagement und dem Interesse, mit dem diese jungen Menschen ihre Aufgabe angingen. Als Höhepunkt der Inszenierung werden die Geschichten schließlich in einem dritten Akt der Allgemeinheit präsentiert. Dieser findet am 12. Juli 2008 um 12 Uhr in der Bergmannstraße statt und endet mit einem großen Spaghettiesen. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen.

Marion Samuel, 1931–1943

Götz Alys Buch über ein jüdisches Mädchen aus Berlin

Von Dr. Götz Hartmann, Historiker

Als Marion Samuel starb, war sie elf Jahre alt. Im März 1943 wurde das jüdische Mädchen aus Berlin nach Auschwitz deportiert und ermordet. So hält es der Eintrag im „Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des

Nationalsozialismus“ unter ihrem Namen fest und kaum mehr als das wäre heute über Marion Samuel noch bekannt, hätte nicht der Historiker Götz Aly in hartnäckiger, am kleinsten Detail interessierter Forschungsarbeit die verstreuten Spuren ihres Lebens zusammengetragen und ein berührendes Buch darüber geschrieben. Hervorgegangen ist das Buch aus einer Dankesrede: 2003 erhält Aly den Marion-Samuel-Preis, den die „Stiftung Erinnerung“ von Ingrid und Walther Seinsch jährlich vergibt. Das Stifter-Ehepaar will damit Personen oder Institutionen ehren, die sich der Verdrängung und Verharmlosung der NSVerbrechen widersetzen oder die wissenschaftliche Erforschung des „Dritten Reiches“ vorantreiben. Marion Samuels Namen haben sie per Zufall ausgesucht; sie steht stellvertretend für alle ermordeten jüdischen Kinder. Seit Aly bekannt ist, dass er den Preis bekommen soll, lässt es ihm keine Ruhe mehr. Bis zum Tag der Ehrung will er alles über Marion Samuels Leben erfahren, was sich überhaupt noch in Erfahrung bringen lässt. Als Historiker weiß er, wo er ansetzen muss. In Archiven gräbt er sich durch Akten und Karteien, zieht alte Adress- und Telefonbücher zu Rate. Er studiert heimatkundliche Veröffentlichungen über die Kreisstadt Arnswalde in der Neumark, das heutige Choszczno, wo Marion Samuel am 27. Juli 1931 geboren wurde. Forscherglück kommt hinzu: Auf eine Zeitungsannonce meldet sich eine Zeitzugin, die 1937 zusammen mit Marion in die Volksschule in der Sonnenburger Straße in Berlin-Prenzlauer Berg eingeschult wurde. Sogar ein Klassenfoto hat sich erhalten, und die alte Dame erkennt ihre einstige Mitschülerin sofort. 55 Kinder schauen in die Kamera, eins von ihnen ist Marion Samuel: ein kleines Mädchen im weißen Sommerkleid, mit schüchternem Lächeln und einer großen Schleife im Haar.

Marion ist das einzige Kind ihrer Eltern Ernst und Cilly Samuel, die 1929 in Arnswalde geheiratet haben. Der Vater, Kaufmann von Beruf, arbeitet in dem Kleider- und Schuhgeschäft, das den Eltern der Mutter gehört. 1933 setzen die Repressionen des NS-Regimes ein; die wirtschaftliche Grundlage der Familie ist bald zerstört. Das Geschäft wird boykottiert, ein Mob schlägt die Schau- fenster ein. 1934 muss der Laden geschlossen werden, das Haus der Familie wird verkauft. 1935 ziehen die Eltern mit Marion nach Berlin, für eine Flucht ins Ausland fehlt das Geld. Verglichen mit der provinziellen Enge in

Arnswalde verspricht die Großstadt zunächst noch einen gewissen Schutz vor der täglichen Diskriminierung. Später, als die Deportationen beginnen, verwandelt sich die Anonymität in eine tödliche Gefahr: Die Familie Samuel kennt niemanden in Berlin, der sie rechtzeitig warnen könnte, geschweige denn das Risiko eingehen würde, sie zu verstecken.

In der Rhinower Straße 11 im Bezirk Prenzlauer Berg bemüht sich der Vater zunächst, mit einem Zigarrenladen eine neue Existenz aufzubauen. Zwei Jahre später verliert er seine Selbstständigkeit, ab 1939 ist er arbeitslos. Von 1941 an müssen Marions Eltern Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie leisten, Ernst Samuel bei Daimler-Benz in Marienfelde, Cilly Samuel bei Blaupunkt in Kreuzberg.

Am Morgen des 27. Februar 1943, einem Samstag, sind Marion, Ernst und Cilly Samuel zum letzten Mal zusammen. Dann gehen die Eltern zur Arbeit, Marion bleibt allein. Im Lauf des Tages werden alle drei verhaftet, Ernst und Cilly Samuel an ihren Arbeitsplätzen, ihre Tochter zu Hause. Marion wird in die Sammelstelle in der Großen Hamburger Straße verschleppt. Wo ihre Eltern sind, weiß sie nicht. Erst zwei Tage später bringt man sie in das Lager, in dem ihr Vater festgehalten wird. Am selben Tag wird Cilly Samuel, die ihren Mann und ihr Kind nicht mehr wiedergesehen hat, von einer anderen Sammelstelle aus nach Auschwitz deportiert. Hier verliert sich ihre Spur.

Marion und ihr Vater werden am 3. März zum Güterbahnhof Moabit gebracht. Ein Zug aus Viehwaggons wartet, 1 886 Menschen müssen sich darin einschließen lassen. Um 17.20 Uhr, pünktlich nach dem Deportations-Sonderfahrplan der Deutschen Reichsbahn, verlässt der Transport Berlin in Richtung Osten. Am nächsten Vormittag erreicht er sein Ziel. Hier, am Bahnhof von Auschwitz, wird Marion endgültig von ihrem Vater getrennt. Von Ärzten kommandiert, „selektieren“ SS-Männer 717 Menschen zur „Vernichtung durch Arbeit“, auch Ernst Samuel, der neun Wochen später stirbt. Alle anderen, die mit dem Zug aus Berlin angekommen sind, unter ihnen Marion, werden vom Bahnhof zu den Gaskammern geführt.

Götz Aly ist es gelungen, Marion Samuel und ihrer Familie ihre Gesichter, ihre Geschichten und ihre Würde wiederzugeben. Es sind Detailstudien wie seine, die wenigstens eine Ahnung davon vermitteln, was der deutsche Völ-

kermord an den Juden Europas für seine Opfer bedeutet hat.

Götz Aly, Im Tunnel. Das kurze Leben der Marion Samuel 1931–1943. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2004. 159 Seiten, 7,90 Euro.

Sommerausflug 2008

Zeitzeugen und Büro-Team stechen mit dem Motorschiff „Heidelberg“ in See



Foto: Bootsvermietung Fangrot

Am Dienstag, den 2. September 2008

starten wir um **11.00 Uhr** an der Marina Prinzenhof mit unserer Fahrt durch Berlins Innenstadt und zurück zum Tegeler See.

Treffpunkt: Im Saatwinkel 31 am Tegeler See (Busverbindung 133 bis Marienwerderweg, ca. 12 Minuten Fußweg. Parkplätze vorhanden.)

Dauer ca. 4 ½ Stunden, Kostenbeitrag 15 €.

Unser Kapitän Herr Fangrot wird die Fahrt durch die Innenstadt moderieren. Besonders willkommen sind jedoch Beiträge von Zeitzeugen, die sich an originelle Begebenheiten entlang unserer Strecke erinnern. Auf dem Schiff gibt es Kuchen und Gebäck kostenlos; warme und kalte Getränke gegen Bezahlung.

Wir laden alle Zeitzeugen herzlich ein, mit uns einen wunderschönen Ausflug zu unternehmen.

Da die Teilnehmerzahl begrenzt ist, bitten wir um verbindliche Zusage bis zum **27.06.2008** - entweder zu den Bürozeiten oder Sie hinterlassen eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter: Tel. 4404 63 78.

Jahrestag

Werte Zeitzeugen, am 9. November jährt sich die Pogromnacht von 1938 zum 70. Mal. Die

Redaktion des Zeitzeugenbriefs lädt Sie herzlich dazu ein, Ihre Erinnerungen an diesen Tag aufzuschreiben und als Beiträge im Zeitzeugenbrief zu veröffentlichen. Sie haben bisher noch keinen Beitrag veröffentlicht, würden gerne, aber wissen nicht so recht? Bitte rufen Sie uns noch im Juni an. Wir beraten Sie gerne. Herzlich, Ihre Redaktion des Zeitzeugenbriefes.

Suchmeldungen

Gesucht werden Zeitzeugen,

Nr. 17/08 - die zweimal jährlich an drei Tagen in einem Projekt vom "KREATIVHAUS" mitarbeiten wollen. Das Projekt möchte junge Schüler und Zeitzeugen zusammen bringen,

Nr. 95/08 - die das Kriegsende im Bereich Heerstraße/Olympische Brücke erlebt haben,

Nr.102/08 - die als DDR-Bürger mit einem DDR-Urlaubsschiff gefahren sind (als Passagier oder Besatzungsmitglied) oder sich um eine solche Reise bemüht haben.

Wir gratulieren . . .

. . . allen im Juni und Juli geborenen Zeitzeugen

03.06. Burkhard Hintze, 04.06. Peter Schulz, 06.06. Klaus Peter Fleck, 07.06. Walter Ruge, 08.06. Henry Bergemann, 10.06. Lutz Rackow, 12.06. Rudolf Golkowsky, 27.06. Helmut Sommer, 29.06. Marianne Belz, 30.06. Klaus Schmaeling

03.07. Eva-Maria Stege, 05.07. Günter Klein, 06.07. Ingeborg Hämmerling, 09.07. Ilse Bode, 12.07. Mechthild Evers, 13.07. Heinz Cornelius, 15.07. Karl-Heinz Lipok, 19.07. Werner Behrens, 20.07. Hans-Jürgen Große, 21.07. Elisabeth Krahn, 21.07. Herbert Wargenau, 22.07. Markus Eglin, 23.07. Christa Ronke, 23.07. Gerhard Rietdorff, 27.07. Horst Wildgrube, 30.07. Horst Wenzel

In eigener Sache

Liebe Leser, die nächste Ausgabe des Zeitzeugenbriefes erscheint im August 2008. Wir wünschen allen Lesern eine angenehme Sommerpause. Das Büro der Zeitzeugenbörse ist zu den bekannten Zeiten geöffnet.

WERTEWANDEL

Donnerstag, 12. Juni 2008, 14.30 Uhr

„Theaterhunger und Weltendurst – Fliegen und Existenz“

So lautet der Titel des halbstündigen Films, den die Theaterwissenschaftlerin und Dokumentarfilmerin Dr. Janina Möbius im Rahmen des Thematischen Wochenendes im Hebbel-Theater mit dem Amerikaner Jeffrey Herf, dem Theaterkritiker Rischbieter, der Schauspielerin Maria Körber und mehreren Zeitzeuginnen komponierte. Es geht um den Wiederbeginn des Theaters nach 1945, um Re-Education und Re-Orientation. Wie dieses filmische Mosaik zu den Nachkriegsjahren zu einem Film zusammengefügt wurde, wird Frau Dr. Möbius darstellen. Ihre Erläuterungen werden viele Erinnerungen auslösen und zu in einer lebhaften Diskussion führen.

Moderation: *Eva Geffers*

Halbkreis

Dienstag, 24. Juni 2008, 14.30 Uhr

Die Geschichte meines Bruders Heinz Bentz

Er kam am 4.1.44 ums Leben, im Alter von 18 Jahren. Etwas in mir lässt mich auf die Suche nach den Umständen seines Todes gehen. Durch einen anonymen Brief eines alten SS-Angehörigen erfuhr ich die Umstände seines Todes.

Hierüber möchte ich berichten. **Erika Schröder** (Jg. 1940)

Ostschüler in Westberlin – eine vergessene Generation ?

Klaus-Dieter Pohl (Jg. 1941) berichtet über einen eher ungewöhnlichen Weg als Schüler von Ost nach West und seine Erfahrungen in sog. Ostklassen an Schulen in West-Berlin (Abiturjahrgang 1961).

Veranstaltungsort: Reinickendorf, Teichstr. 50 (Haus 5): Vivantes Forum für Senioren U8 / Bus 122 bis Paracelsusbad

Mittwoch, 23. Juli 2008 von 14.30 bis 17.00 Uhr

„Rund um die Sophienkirche – das „Toleranzviertel“

Rundgang von etwa einer Stunde. Als Experte steht uns wiederum Herr Heinicke, Vorsitzender des Heimatvereins Berlin-Mitte, zur Verfügung. Er wird uns mit einem besonders geschichtsträchtigen Viertel Berlins bekannt machen. Anschließend weitere Gespräche mit Herrn Heinicke in einer Gaststätte.

Treffpunkt: S-Bhf. Hackescher Markt, Westausgang, unter der Normaluhr.

Kostenbeitrag 3 € - bitte melden Sie sich im Büro der ZeitZeugenBörse an.

Veranstaltungshinweis

Donnerstag, 3. Juli 2008, 16.00 Uhr

Autorenlesung im Rahmen der 34. Berliner Seniorenwoche

„Kein ‚Sieg Heil!‘ für den Führer“ - Reinhart Crüger liest aus seiner autobiografischen Erzählung

Ort: Café im KATHARINENHOF® am Preußenpark, Sächsische Str. 46, 10707 Berlin-Wilmersdorf

Eintritt frei - Anmeldung erbeten unter Tel. (0 30) 84 71 51 0

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Lektor: Dr. Götz Hartmann, Layout: Karin Rölle, **ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin**, Tel: 030-44046378, Fax: 030-44046379, Mail: info@zeitzeugenboerse.de, web: www.zeitzeugenboerse.de. Büro: Mo, Mi, Fr 10 –13, Druck: Typowerkstätten Bodoni, Linienstrasse 71, 10119 Berlin. Tel: 030-2825137, Fax: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org. Redaktionsschluss für die Augustausgabe ist der 15. Juli 2008. Kürzungen und redaktionelle Bearbeitungen der eingesandten Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken. Wenn Sie den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten wollen, schicken Sie uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer: 3340701